

UPCOMING ARCHITECTS
FACING NEW CONDITIONS

*Pure Freude
an Wasser*



GROHE

Upcoming Architects nehmen Stellung, wie sie den Herausforderungen des globalen Wandels begegnen und wie sie ihre Position als Ideengeber, Neuschöpfer und Qualitätssetzer behaupten.

IM GESPRÄCH MIT CHRISTINE HORNER UND
CHRISTOPH HINTERREITNER,
SOLID ARCHITECTURE

DIGITAL
TALKS

INTERVIEW MIT CHRISTINE HORNER & CHRISTOPH HINTERREITNER

SOLID ARCHITECTURE, WIEN



Christine Horner & Christoph Hinterreitner

GROHE: Sie blicken auf 22 Jahre Selbstständigkeit zurück. Wie ist es Ihnen gelungen, sich als junges Büro erfolgreich zu positionieren?

C. Horner & C. Hinterreitner: Während unseres Studiums konnten wir bereits in verschiedenen Architekturbüros in Wien und im Ausland arbeiten. Nach dem Abschluss 2000 haben wir uns dann direkt selbstständig gemacht. Um mit dem eigenen Architekturbüro zu starten, war Österreich sicher ein gutes Land. Über verschiedene Netzwerke konnten wir uns zu Beginn unserer Karriere gut mit etablierten und auch gleichaltrigen Architekt*innen austauschen und vernetzen. Das war sehr hilfreich. Als reines Wettbewerbsbüro begann unsere Selbstständigkeit mit unserem ersten Wettbewerbsgewinn. Unser Vorteil war oder ist unser großes Netzwerk, auf das wir im Wettbewerb und dann auch in der Umsetzung zurückgreifen und so für das jeweilige Projekt ein passendes Team zusammenstellen können. Wir streben dabei immer danach, ein Planerteam zu haben, das im Wesentlichen aus mindestens fünfzig Prozent an Beteiligten besteht, mit denen wir schon einmal zusammengearbeitet haben.

Worauf sind Sie rückblickend in Bezug auf Ihre Arbeit besonders stolz?

Wir sind stolz auf die Schwerpunkte, die wir uns gesucht haben: Öffentliche Bauten und insbesondere

Bildungsbauten ziehen sich wie ein roter Faden durch unsere Berufstätigkeit und begeistern und fordern uns. Über die Wettbewerbe, die wir uns für unsere Teilnahmen aussuchen, sind wir fast nur für die öffentliche Hand und vereinzelt für größere Unternehmen tätig. Wir haben deshalb nie Projekte gemacht, bei denen wir unsere Überzeugungen hätten verleugnen müssen. Dabei machen wir Projekte mit allen Leistungsphasen. Das ist zwar herausfordernd, weil man für alles verantwortlich ist, aber aus unserer Sicht ist das etwas, was unsere Arbeit prägt. Einen Entwurf machen und dann jemand anderen bauen lassen, das kommt für uns nicht infrage. Unser Ziel ist es, dass wir alles machen, und zwar so gut wie möglich. Unser Motto dazu lautet: „What you see is what you get.“ Uns ist wichtig, dass der Entwurfsgedanke aus dem Wettbewerbsbetrag in jeder Leistungsphase erhalten bleibt und nicht im Verlauf des Projektes untergeht.

Für was steht Ihre Architektur?

Wir versuchen mit unserer Architektur immer einen Beitrag zu einer positiven Zukunft zu leisten, indem wir Räume schaffen, die langlebig sind. Tageslicht sehen wir als eine der zentralen Qualitäten von Architektur. Außerdem beschäftigt uns die Zeitlosigkeit eines Gebäudes. Für uns bedeutet eine ökologische Architektur auch, dass der Bau nach zehn Jahren nicht unmodern und unflexibel ist. Hinzu kommt die Menge an Haustechnik, die reduziert, alltagstauglich und nutzereffizient sein sollte. Bei der Materialität und Farbgestaltung, gibt das Material den Ton: Wenn wir Holz nehmen, hat das Holz seine Eigenfarbe. Wenn wir Beton verwenden, bleibt dieser sichtbar. Die Materialien erhalten so über Jahre hinweg ihren Eigencharakter und sind dadurch auch nicht von der Mode getrieben. Das ist uns wichtig.

Wem soll Ihre Architektur dienen?

Bei den Schulen ist das klar: den Schülern und Pädagogen. In unserer Schulzeit hat man im Schulgebäude seine Stunden abgesehen und war froh, wenn man wieder gehen konnte. Heute ist das anders: Die Schule ist mittlerweile ein Ort, wo Menschen einen ganzen Lebensabschnitt samt ihrer Freizeit verbringen. Wir denken darum: dass Gebäude sollte seinen Nutzern auch immer eine Wertschätzung entgegenbringen.

Wir wollen einen Beitrag dazu leisten, die Schüler auf ihre Zukunft vorzubereiten und weil sich die Vorstellung von der Zukunft kontinuierlich weiterentwickelt, verändern sich automatisch auch die Anforderungen an die Bauaufgabe – und gerade das macht den Schulbau für uns so spannend. Wenn wir eine Gesellschaft wollen, die auf Offenheit und Gleichberechtigung beruht, dann muss das an den Gebäuden, in denen unterrichtet wird, ablesbar sein.

In einem größeren Maßstab: Was die Stadt und deren Nutzung prägt, prägt auch die Gesellschaft. Wie geht der gebaute Raum mit dem Menschen um und wie geht der Mensch mit der Stadt, der Natur und seinem Gegenüber um? Das sind Fragen und zugleich Gründe, warum wir öffentliche Bauaufgaben machen. Der Einfluss von Architektur auf die Umwelt ist für uns ein Hauptargument, den Beruf überhaupt auszuüben.

Der Mensch sollte im Mittelpunkt der Architektur stehen. Wie erklären Sie sich, dass seit Jahrzehnten oft am Menschen vorbeigeplant wird?

Aus unserer Sicht ist das Auto ein großer Faktor für den Verlust von Lebensqualität in den Städten. Wir selbst sind bekennende Nicht-Autobesitzer. Ablesbar ist das am Thema Spielplatz. Spielplätze gibt es erst seitdem es Autos gibt, seit der Straßenverkehr so gefährlich geworden ist, dass Kinder nicht mehr auf der Straße herumspringen können. Die Reaktion auf diese Entwicklung waren eingezäunte Spielflächen sowie Straßen und öffentliche Flächen, die primär von Autos genutzt werden. Autos unterbinden andere Nutzungen von Stadtraum. Aus unserer Sicht muss sich das für die Zukunft ändern. Mobilität und Stadt sind gesellschaftspolitisch eng miteinander verknüpft. Ein anderes Thema ist der Technikeinsatz. Die Technik, die wir einbauen und nutzen, macht uns abhängig. Was brauchen wir wirklich? Zusammen mit der Energiewende, die hoffentlich kommt, muss sich hier in der Zukunft einiges radikal bewegen ändern. Unser Ansatz ist grundsätzlich möglichst viel Fläche, als Stadtraum zugänglich zu machen, um aktiv positiv auf die Stadt Einfluss nehmen zu können. Dabei wollen wir die Trennung von Stadt und Natur aufheben. Früher gab es die Stadt mit ihrer Kultur und drumherum war Wildnis. Heute wird die Natur drumherum immer weniger und die Biodiversität in der Stadt nimmt zu. Bienen und andere Tiere finden im urbanen Raum mehr Nahrung als in so mancher Agrareinöde, die die Stadt umgibt. Städte brauchen in diesem Punkt wesentlich mehr Qualität.

Wir befinden uns ja in einer Zeit der Transformation. Wie fühlen Sie sich als Architekt*in in dieser Zeit? Welche Chancen sehen Sie?

Wir sehen Chancen und Verantwortung, denn Architektur schafft ja viele aktuelle Probleme. Wir planen größten-

teils Projekte, die in bestehendem urbanen Kontexten realisiert werden. Etwas auf die grüne Wiese zu stellen, damit tun wir uns inzwischen aus ökologischer Sicht schwer. Architektur und ihre Herstellungsweise sind schon immer einem stetigen Wandel unterworfen. Eines der idealtypischen Gebäude ist im Grunde das Gründerzeithaus in der Stadt. Wir wohnen selbst in einem solchen Gebäude und am Anfang unserer Selbstständigkeit war unser Büro schon mal in jedem der Räume unserer Wohnung untergebracht. Diese Flexibilität des Gebäudes, welches noch drei-, vierhundert Jahre genutzt werden kann, ist das Ziel unserer Architektur. Heute ist es mit vielen Wandaufbauten so, dass Materialien aufeinander geklebt und geschraubt werden, wo wir nicht sicher sagen können, ob das vierhundert Jahre lang funktionieren kann. Eine monolithische Ziegelwand hat da eine ganz andere Qualität. Was das angeht schauen wir, dass wir Projekte finden, wo wir diese Themen einbringen können. Wichtig ist hierbei auch, mit der Politik und mit den Normierungsgremien im Gespräch zu bleiben. Österreich, Deutschland und die Schweiz haben sehr viele Rechtsvorschriften. Diese vielen Vorschriften haben natürlich einen starken Einfluss auf die Architektur. Auch hier sehen wir Architekturschaffende uns in der Pflicht, auf die Rechtsvorschriften Einfluss zu nehmen, denn wir wissen, wo welche Vorgabe qualitative oder unnötig kostentreibende Effekte auf das Gebäude hat.

Wie kann nachhaltiges und ressourcenschonendes Bauen gelingen?

Bei uns gibt es den Ansatz der Bauteilaktivierung. Wir versuchen einfache, niedertemperaturige Heiz- und Kühlsysteme mit einer simplen Lüftungsform einzubauen. Unser Ziel dabei ist, so wenig Haustechnik wie möglich einzuplanen, weil wir die Erfahrung gemacht haben, dass das für den Nutzer ohnehin oft zu kompliziert ist. Wir glauben, dass das Bauen generell wesentlich einfacher werden muss. In Österreich müssen wir außerdem von der voranschreitenden Bodenversiegelung wegkommen. Das ist ein immanentes Problem. Wir müssen bestehende Gebäudestrukturen besser nutzen. Leerstand muss vielleicht sogar in rechtlicher Hinsicht aktiviert werden können, um weiterer Bodenversiegelung vorzubeugen. Was die Baumaterialien selbst angeht, ist es schwer eine Verallgemeinerung vorzunehmen. Wenn man zum Beispiel auf den Werkstoff Holz schaut, kann man nicht sagen: Das ist grundlegend eine gute Sache, denn auch beim Holzbau wird sich noch zeigen müssen, wie langlebig die heute gebauten Strukturen sind, wenn wir alles mit Kunststofffolien abkleben. Unabhängig vom Baustoff muss es stets um die Langlebigkeit gehen! Wir versuchen, das richtige Material in minimal möglichem Aufwand am richtigen Ort einzusetzen.

Natürlich gibt es auch Planungstools, die uns unterstützen, unsere Architektur zu optimieren. Wenn wir zum Beispiel von der Ressource Tageslicht sprechen, können uns Programme helfen zu ermitteln, wie die Fenstergröße in Relation zur Sonneneinstrahlung steht und wie man die Eigenverschattung des Gebäudes nutzen kann, um eine Hitzereduktion zu erreichen. Wir glauben allerdings nicht, dass es die eine allgemeingültige, perfekte Lösung für jedes Problem geben wird, sondern dass wir versuchen müssen in jeder Phase und für jeden Ort das Richtige zu tun.

Was sind die drei aus Ihrer Sicht wichtigsten Handlungsfelder zur Förderung nachhaltiger Architektur?

Das Wichtigste ist, die Raumplanung auch im großen Maßstab so zu gestalten, dass sie in ihrer Funktionsweise flexibel bleibt. Das zweite ist die Energieversorgung: Heutzutage gibt es Möglichkeiten, auf einem überschaubaren technischen Level, mehr oder weniger energieautark zu bauen. Damit sollte man sich generell wesentlich mehr beschäftigen. Zudem ist die zirkuläre Kreislaufwirtschaft ein zunehmendes Thema. Viele Bauherren geben mittlerweile gewisse Klimaaktivzertifikate vor, die mit dem Gebäude erreicht werden sollen. Das ist per se erst einmal eine gute Entwicklung – wobei man hinterfragen sollte, ob der Aufwand, um das eine oder andere Zertifikat zu erreichen, immer gerechtfertigt ist. Oftmals wird auch der Wohlfühlaspekt des Menschen bei der Zertifizierung zu wenig beachtet. Wir haben zum Beispiel immer das Ziel, dass die Fassade von innen gereinigt werden kann und dass die Fenster, unabhängig davon, ob man eine Lüftungsanlage hat oder nicht, geöffnet werden können. Das sind zwar relativ banale Entscheidungen, aber genau die machen für den Nutzer einen echten Unterschied.

Brauchen wir ein grundsätzlich neues Verständnis von Gebäuden?

Dadurch, dass wir alle immer noch Menschen sind wie vor hundert, dreihundert Jahren, glauben wir nicht, dass wir ein grundsätzlich neues Verständnis brauchen. Wir müssen auf die tatsächlichen Bedürfnisse der Nutzer schauen und diesen gerecht werden. Wo tatsächlich neu gedacht werden muss, ist bei den Räumen zwischen den Gebäuden, also den Straßen und Außenanlagen. Wir sind im zehnten Bezirk in Wien in einem neu gebauten Viertel, wo ein Teil der Straßenbahnschienen zum Beispiel begrünt ist. Früher war der Bereich (leicht zu warten) mit Betonplatten ausgelegt. Bei uns läuft die Schiene nun quasi über die Wiese. Das heißt, es wurde ein Grünraum, in der Zone zwischen den Gebäuden, geschaffen, den es früher nicht gab. Im Raum zwischen den Gebäuden müssten wir einfach innovativer werden, auch weil die Stadterhitzung durch die Klimaerwärmung an Einfluss auf die Lebensqualität gewinnt. Das heißt,

wenn man eine Straße begrünt und Bäume pflanzt, hat das einen viel größeren Effekt, als wenn man, wie in Wien bereits vereinzelt geschehen, Wassernebelmaschinen aufstellt und damit eine technikbasierte Lösung anstrebt!

Am besten lernt man unserer Meinung nach, aus guten, gebauten Beispielen. Wenn wir jetzt anfangen, alles komplett neu zu erfinden, wird wahrscheinlich mindestens die Hälfte langfristig wieder verkehrt sein. Wir müssen uns das, was gut funktioniert, genau anschauen, mit neuen Ideen koppeln und uns immer wieder fragen: Was ist an der Lösung gut und was könnte man noch besser machen?

Welche Skills müssen junge Architekten*innen mitbringen, die sich von vorangegangenen Architekturgeneration unterscheiden?

Heute geht es darum, die verschiedenen Kompetenzen des Bausektors miteinander zu verschränken. Unser neues Bürohaus ist da ein gutes Beispiel, weil es nicht nur uns, sondern auch zwei weiteren Architekturbüros, einem Brandschutzplaner, einem Statiker und einer Architektursoftwarefirma Raum bietet. Das Miteinander und der Austausch über spezialisierte Professionen hinweg, das wird für die nächste Generation zunehmend wichtiger werden. Grundsätzlich darf man als Architekt*in nicht erwarten, dass man irgendwann weiß, wie's geht. Man steht eigentlich immer wieder am Anfang, was auch viele Chancen birgt. Was es bei all der Verantwortung, die der Beruf mit sich bringt, braucht, ist Überzeugung und Idealismus, denn architekturenschaftend zu sein ist kein Nine-to-five-Job. Das ist jetzt vielleicht keine Charaktereigenschaft, aber wir glauben, Architekt*in zu sein bedeutet, die Einsicht und Bereitschaft lebenslang lernen zu müssen.